

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Lafontaine's Fabeln

La Fontaine, Jean

Berlin, [1876/77]

Vorrede

[urn:nbn:de:bsz:31-111105](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-111105)

Vorrede.



Vorrede.

Die Nachsicht, mit welcher man einige meiner Fabeln aufgenommen, läßt mich hoffen, daß auch diese Sammlung sich derselben Gunst erfreuen werde. Zwar hat einer unserer Meister der Beredsamkeit den Plan, die Fabeln in Verse zu bringen, gemißbilligt; er meinte, ihr hauptsächlichster Schmuck sei, keinen zu haben; auch fürchtete er, daß der Zwang der poetischen Form, verbunden mit der strengen Knappheit unserer Sprache, mir mannichfache Verlegenheit bereiten und bei den meisten jener Erzählungen die Kürze beeinträchtigen würde, welche man sehr wohl als ihr eigentliches Wesen bezeichnen darf, da sie ohne dieselbe nothwendig etwas Ermüdendes haben müßten. Diese Meinung spricht für ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Geschmack; nur möchte ich, daß er die Saiten etwas minder straff zöge und zugäbe, die lakonischen Grazien und die französischen Musen ständen einander nicht gar so feindlich gegenüber, daß sie nicht auch oft vereint denselben Weg gehen könnten.

Uebrigens habe ich mich bei diesem Unternehmen nur auf das Beispiel — ich will nicht sagen, der Alten, denn das würde für mich nichts beweisen, sondern auf das der Neueren gestützt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei welchen die Dichtkunst Pflege fand, hat der Parnas dies als sein Recht in Anspruch genommen. Kaum hatten die Fabeln, welche dem Aesop zugeschrieben

werden, das Licht des Tages erblickt, als Sokrates es angemessen fand, sie in das Gewand der Musen zu kleiden. Was Plato darüber berichtet, ist so anmuthig, daß ich nicht umhin kann, seine Erzählung als einen Schmuck dieser Vorrede hier mitzutheilen. Er erzählt, daß, als Sokrates zum Tode verurtheilt war, die Vollstreckung dieses Urtheils wegen irgend welcher gerade in diese Zeit fallender feste vertagt wurde. Am Morgen seines Todes besuchte ihn Tebes. Sokrates sagte ihm, während des Schlummers hätten die Götter ihm wiederholt verkündet, er solle vor seinem Tode sich der Musik beleißen. Anfangs habe er nicht verstanden, was dieser Traum bedeuten solle; denn da die Musik den Menschen nicht besser mache, wozu sich mit ihr beschäftigen? Es müsse ein Geheimniß dahinter verborgen sein, und dies um so mehr, da die Götter nicht abließen, ihm immer dieselbe Eingebung zu senden. Sie war ihm auch während eines jener festlichen Tage gekommen, und zwar so lebhaft, daß, als er darüber nachsann, was wohl der Himmel von ihm verlangen könne, er auf den Gedanken verfiel, Musik und Dichtkunst seien so nahe verwandt, daß es sich möglicher Weise um die Letztere handle. Es gibt keine gute Dichtung ohne Harmonie; allein es gibt auch keine ohne Erdichtung, und Sokrates war nicht im Stande, etwas Anderes als die Wahrheit zu sagen. Endlich hatte er einen Mittelweg gefunden, und zwar den: fabeln zu wählen, die etwas Wahres enthielten, wie die des Aesop. Diese in Verse zu bringen, war das Werk der letzten Augenblicke seines Lebens.

Sokrates ist nicht der Einzige, der die Dichtkunst und unsere fabeln als Schwestern angesehen hat. Phädrus hat Zeugniß abgelegt, daß er diese Auffassung theile, und die Trefflichkeit seines Werkes gibt uns einen Maßstab für die Beurtheilung desjenigen, welches der fürst aller Weltweisen in Angriff genommen. Nach Phädrus hat Avienus denselben Gegenstand behandelt. Zuletzt sind ihm die Neueren gefolgt, und wir haben die Beispiele hierfür nicht nur bei fremden Nationen, sondern auch bei uns selbst zu suchen. Allerdings ist die Sprache der Zeit, in welcher unsere Landsleute jene Versuche machten, so verschieden von unserer heutigen, daß wir auch sie nur als fremde betrachten dürfen. Dieser Umstand hat mich nicht irre gemacht an meinem Unternehmen; ich habe im Gegentheil mir mit der Hoffnung geschmeichelt, daß, wenn ich diese Bahn nicht mit Erfolg einschlagen sollte, man mir wenigstens den Ruhm zugestehen würde, dieselbe eröffnet zu haben.

Vielleicht erweckt meine Arbeit in Anderen die Lust, das Unternehmen weiter fortzuführen. Der Stoff ist so wenig erschöpft, daß vielmehr die Zahl der noch in dichterische Form zu bringenden fabeln größer ist als die der bereits von mir bearbeiteten. freilich habe ich mir die besten ausgesucht, d. h. diejenigen,

welche mir als die besten erschienen; aber abgesehen davon, daß ich mich in meiner Wahl getäuscht haben kann, wird es nicht allzu schwierig sein, den von mir ausgewählten noch eine fernere Reihe hinzuzufügen; und ist diese Reihe minder lang, so wird sie zweifellos desto mehr Beifall finden. Wie es auch komme, immerhin wird man sich mir zu einigem Dank verpflichtet fühlen: mag meine Kühnheit von Glück gekrönt und ich nicht allzu weit von dem richtigen Wege abgewichen, oder mag mein einziges Verdienst das sein, daß ich Andere angeregt habe, es besser zu machen.

Absicht und Plan meines Werkes glaube ich hinreichend gerechtfertigt zu haben; über die Ausführung wird das Publicum Richter sein. Man wird hier weder die Zierlichkeit noch die außerordentliche Kürze finden, welche an Phädrus am meisten gepriesen werden; das sind Vorzüge, denen meine Kräfte nicht gewachsen sind. Da es mir unmöglich war, ihm hierin nachzueifern, glaubte ich zum Ersatz dafür meinem Werk einen heiteren Anstrich geben zu müssen, als er dem seinen verliehen. Nicht als ob ich ihn tadelte, innerhalb jener Grenzen geblieben zu sein; die lateinische Sprache erforderte es so, und wenn man ihn mit Verständniß und Aufmerksamkeit liest, wird man in diesem Schriftsteller den wahren Charakter und das wahre Genie des Terenz wiederfinden. Die Einfachheit ist prächtig bei diesen großen Männern; ich, dem die vollendete Durchbildung der Sprache nicht wie Jenen zu Gebote steht, vermag nicht dieselbe auf gleiche Höhe zu erheben. Es galt also, einen Ersatz dafür zu suchen; und dies habe ich um so kühner gethan, da Quintilian sagt, daß man eine Erzählung nie heiter genug halten könne. Es handelt sich hier nicht darum, diese Meinung weiter zu begründen; es genügt, daß Quintilian sie ausspricht. Dennoch lag mir die Erwägung nahe, daß, da diese Fabeln aller Welt bekannt sind, ich nichts erreichte, wenn es mir nicht gelänge, durch einige Zuthaten ihnen einen neuen und frischen Reiz zu geben. Das verlangt man heutzutage: was gefallen soll, muß neu und heiter sein. Unter Heiterkeit verstehe ich nicht das, was Lachen erregt, sondern jenen Zauber der Liebenswürdigkeit und Anmuth, welchen man allen, selbst den ernstesten Gegenständen verleihen kann.

Doch nicht allein nach der Form, welche ich diesem Werke gegeben, darf man den Werth desselben bemessen, sondern nach seinem Nutzen und seinem Inhalt; denn gibt es auf dem Gebiete geistiger Schöpfung etwas Preisenswerthes, das sich nicht in der Gestalt der Fabel vorfände? Es liegt in ihr etwas so Göttliches, daß im Alterthum Viele den größten Theil dieser Fabeln dem Sokrates zuschrieben; sie erwählten zum Vater derselben denjenigen Sterblichen, der im innigsten Verkehr mit den Göttern stand. Ich weiß nicht, warum sie nicht dieselben Fabeln gerades Wegs dem Himmel entstammt und ihren Schutz

und ihre Leitung einem besondern Gotte zuertheilt sein ließen, wie die Kunst der Dichtung und der Rede. Was ich hier sage, ist nichts weniger als grundlos; denn, wenn ich das Heiligste, das wir besitzen, mit den Verirrungen des Heidenthums zusammenstellen darf, so sehen wir, daß die Wahrheit zu den Menschen durch Gleichnisse gesprochen hat. Und was ist das Gleichniß anderes als die Fabel, d. h. ein erdichtetes Beispiel, welches sich um so leichter und wirksamer einprägt, je gemeinverständlicher und den gewöhnlichen Anschauungen verwandter es ist? Wer uns vorschläge, nur die Meister und Lehrer der Weisheit nachzuahmen, gäbe uns einen Entschuldigungsgrund an die Hand; es gibt keinen, wenn Bienen und Ameisen fähig sind, dasselbe zu thun, was man von uns verlangt.

Aus diesen Gründen hat Plato den Homer aus seiner Republik verbannt und dem Aesop einen bevorzugten Ehrenplatz in derselben angewiesen. Er wünscht, daß die Kinder diese Fabeln mit der Muttermilch einsaugen; er empfiehlt den Ammen, ihnen dieselben beizubringen; denn man könne sich nicht früh genug an Weisheit und Tugend gewöhnen. Um nicht später genöthigt zu sein, unsere Sitten und Gewohnheiten zu verbessern, sollen wir daran arbeiten, ihnen eine gute Richtung zu geben zu einer Zeit, in welcher sie noch weder gut noch böse sind. Und wo fände man für diesen Zweck ein besseres und wirksameres Mittel als in jenen Fabeln? Man erzähle einem Kinde, daß Crassus, als er gegen die Parther zog, sich in ihr Land hineinwagte, ohne zu bedenken, wie er wieder herauskommen sollte, und daß dies, trotz aller seiner Anstrengungen, einen Rückzug zu finden, ihm und seinem Heere den Untergang brachte. Man erzähle demselben Kinde, daß der Fuchs und der Ziegenbock in einen Brunnen hinabstiegen, um ihren Durst zu löschen; daß der Fuchs sich der Schultern und der Hörner seines Gefährten als einer Leiter bediente und so wieder herauskam, daß der Bock dagegen darin bleiben mußte, weil er nicht ebenso flug und vorsichtig gewesen; und wie man folglich bei jeder Sache das Ende bedenken müsse. Ich frage, welches dieser beiden Beispiele dem Kinde mehr Eindruck machen wird. Wird es sich nicht an das Letztere halten, als an dasjenige, welches dem geringen Umfang seines Verständnisses am meisten entspricht und die mindesten Anforderungen an dasselbe macht? Man wende mir nicht ein, die Gedanken der Kindheit seien schon ohnehin kindisch genug, so daß man sie nicht noch auf neue Kindereien hinzulenken brauche. Diese Kindereien sind nur scheinbar Kindereien; denn im Grunde haben sie einen sehr ernstern Sinn. Und wie wir durch Erklärung des Punctes, der Linie, der Fläche und ähnlicher ganz geläufiger Grundbegriffe schließlich zu Kenntnissen gelangen, die uns in den Stand setzen, Himmel und Erde zu messen: ganz ebenso werden durch die Schlüsse und Folgerungen, die man aus diesen Fabeln zieht, unser

Urtheilsvermögen und unsere Sitten gebildet und wir für das wahrhaft Große empfänglich gemacht und befähigt.

Sie sind nicht nur moralisch, sondern auch auf anderen Gebieten belehrend: es kommen in ihnen die Eigenthümlichkeiten und die verschiedenen Charaktere der Thiere zum Ausdruck und in Folge dessen auch die unseren, da wir der Inbegriff alles Guten und Bösen sind, das in den nicht vernunftbegabten Geschöpfen sich uns darstellt. Als Prometheus den Menschen bilden wollte, nahm er die vorherrschende Eigenschaft eines jeden Thieres; aus diesen so verschieden gearteten Stücken fügte er unsere Gattung zusammen und schuf er jenes Werk, das wir Mikrokosmos nennen. So sind diese Fabeln ein Gemälde, auf welchem Jeder von uns sich abgebildet findet. Was sie uns darstellen, befestigt die älteren Leute in den Kenntnissen, welche das Leben ihnen gewährt hat, und lehrt die Kinder dasjenige, was zu wissen ihnen noth thut. Die Letzteren, als neue Ankömmlinge in der Welt, kennen die Bewohner derselben nicht; sie kennen sich selber nicht. Diese Unwissenheit soll man ihnen möglichst bald benehmen; man muß sie lehren, was ein Löwe, was ein Fuchs ist u. s. w., und warum man mitunter einen Menschen mit diesem Fuchs oder mit jenem Löwen vergleicht. Das ist das Ziel, auf welches diese Fabeln hinarbeiten; die ersten Anschauungen und Vorstellungen von allen jenen Dingen gehen aus ihnen hervor.

Ich habe das bei Vorreden übliche Maß bereits überschritten, und doch habe ich über die Haltung meines Werkes noch nicht Rechenschaft gegeben.

Die Gleichnißfabel besteht aus zwei Theilen, deren einen man den Körper nennen könnte, während der andere die Seele darstellt. Die eigentliche Fabel ist der Körper, die Seele ist die Moral. Aristoteles will in der Fabel als handelnde Personen nur die Thiere zulassen; Menschen und Pflanzen schließt er von ihr aus. Diese Vorschrift ist weniger von der Nothwendigkeit als von einem gewissen Gefühl für das Passende und Schickliche geboten; auch hat weder Aesop noch Phädrus noch irgend ein anderer Fabeldichter sich streng an dieselbe gehalten, ganz im Gegensatz zu der „Moral“, welcher kein Einziger unbeachtet läßt. Habe ich dieselbe hier und da anzuführen unterlassen, so ist dies nur an solchen Stellen geschehen, wo ihre Erwähnung dem Schönheitsföhl widerstrebt hätte, oder wo es dem Leser leicht ist sie zu ergänzen. In Frankreich handelt es sich nur darum, daß Etwas gefalle; das ist die große, um es gerade heraus zu sagen, die einzige Regel. Ich habe es daher nicht gerade für ein Verbrechen gehalten, mich über das Allhergebrachte hinwegzusetzen, wo dasselbe nur dadurch, daß man ihm Gewalt anthut, aufrecht zu erhalten gewesen wäre. Zu Aesops Zeiten wurde die Fabel ganz einfach erzählt, und darauf

folgte, immer von ihr getrennt, die Moral. Dann kam Phädrus, der sich dieser Regel nicht unterwarf: er verleiht der Erzählung mehr Zierlichkeit und Schmuck und verlegt die Moral bisweilen vom Ende an den Anfang. Sollte es durchaus nothwendig sein, ihr einen Platz anzuweisen, so fehle ich gegen diese Vorschrift nur, um eine andere zu befolgen, welche nicht minder wichtig ist, und die Horaz uns gibt. Dieser Schriftsteller will nicht, daß ein Dichter sich hartnäckig auf Etwas steife, was der Anlage seines Geistes und der Beschaffenheit seines Stoffes zuwider ist. Niemals — so behauptet er — wird ein Mensch, der nach Erfolg strebt, dergleichen durchsetzen wollen; sieht er von irgend einer Sache ein, daß es ihm nicht gelingen will, etwas Gutes aus ihr zu machen, so gibt er sie auf.

. . . . Et quae

Desperat tractata nitescere posse relinquit.

Dies habe auch ich mit der Moral in einigen Fällen gethan, in denen ich mir von derselben keinen besonders guten Erfolg versprechen konnte.

Jean de la Fontaine.

